



Ewiger Frieden auf dem Koyasan – eine Pilgerreise

VON NICOLA HERNÁDI

Schon so lange verspürte ich den sehnlichen Wunsch, den Buddhismus Japans vor Ort zu erleben, dessen Ästhetik viele seit jeher fasziniert. Und weil an mir selbst und im Umfeld Altern, Krankheit und Tod mir gerade die ablaufende Zeit eindringlich vor Augen führten und mein Geist komplett erschöpft und ausgehungert war, buchte ich mir kurzerhand Kyoto im Winter. Bevor aus dem „nicht jetzt“ ein „nie“ würde. Durch einen Fernsehbeitrag inspiriert, fügte ich noch einen Abstecher zum heiligen Berg Koyasan hinzu, dem wichtigsten Zentrum für den tantrischen Buddhismus der Shingon-Schule in Japan. Wie Kyoto war? Fahrt hin, es haut Euch um. Alle Erwartungen übererfüllt, überall Schönheit, philosophische Tiefe, Kunst, Tempel und kultivierte Menschen, die all diese Werte zu schätzen wissen. Aber ich will hier vom Koya-Berg berichten. Über Osaka ging es in hübschen Zügen in die Berge der Präfektur Wakayama. Die Spur der Bahnen wurde schmaler und schmiegte sich an die bewaldeten Steilhänge der engen Täler an, bis endlich die markante rote „Paradies-Brücke“ des Bahnhofs Gokurabashi aufleuchtete, die den Eingang des Pilgerweges zum Berg markiert. Meine Mitreisenden und ich nahmen allerdings bequem die fesche Bergbahn. Als ich ihr am oberen Ende in ca. 1000 m über dem Meeresspiegel entstieg, spürte ich sofort den Zauber dieses Ortes: kein Zweifel, ich betrat ein heiliges Mandala. Zunächst nahmen mich darin freundliche Busfahrer in Empfang und fragten nach meinem Ziel, um mich in das richtige große Fahrzeug dahin zu setzen. In Serpentinaugen ging es weiter, und ich sah, dass ich meinen Plan drehen und anpassen musste - keine Ahnung, wo ich jetzt am besten aussteige. In der Nähe des berühmten Daimon-Tores mit den herrlich grimmigen Dvarapala-Türwächtern konnte nicht ganz falsch sein, aber doch etwas zu weit. Also stapfte ich zu Fuß zurück, vorbei an fantastischen Holzbauten von Tempeln,

Häusern und Schreinen und dabei innere Fühlung mit all dem aufnehmend, das eine so bewegte Geschichte in sich birgt.

KOBO DAISHI - KUKAI, EIN VORBILDLICHER HEILIGER FREUND

Gegründet wurde der Ort von dem heiligen Mönch Kobo Daishi – so sein Ehrenname – alias Kukai, im Jahre 816, auf dem Höhepunkt seines Wirkens als Vermittler des tantrischen Buddhismus. Man könnte ihn als Guru Rinpoche Japans bezeichnen. Die Bibliotheken der buddhistischen Zentren von Nara besaßen zu dieser Zeit bereits tantrische Texte, die er studierte. In einem Traum riet ihm ein Mann, sich dem Mahavairocana-Tantra zu widmen. Dieses fand er jedoch nur unübersetzt als Sanskrit-Manuskript in Siddham-Schrift vor, und niemand konnte ihm beim Entschlüsseln weiterhelfen. Als Teilnehmer einer kaiserlichen Expedition nach China insgeheim auf Unterstützung dabei hoffend, traf er nach Überwindung vieler Hindernisse in Chang-an auf seinen Lehrer Hui Guo (746-805), der ihn unter hellsichtigen Vorahnungen bereits sehnlichst erwartete, und ihm in rascher Folge alle Ermächtigungen zum Mahavairocana-Tantra gab, „als wenn man Wasser aus einer Vase in eine andere gießt...“ Der Meister starb kurz darauf, instruierte ihn jedoch zuvor, nach Japan zurückzukehren und dort das erworbene Wissen zu verbreiten. Kukai war ein Mann mit vielen Talenten, der sich zwar gedulden musste, bis er die notwendige Förderung durch das Kaiserhaus erfuhr, aber später bedeutendste Wirkungsfelder an den damals renommiertesten Tempeln in Kyoto und Nara zugeteilt bekam. Er war bekannt dafür, Hindernisse aus dem Weg räumen zu können und Vorhaben zu Ende zu bringen, an denen viele bereits gescheitert waren. Daneben verfasste er die maßgeblichen Werke der Shingon-Schu-

le, während er auch weltlich-praktische Aufträge zum Erfolg führte (z. B. die Wiederherstellung des Manno-Viaduktes), und so erhielt er endlich die Erlaubnis, seinen langgehegten Plan zu verwirklichen, diese Retreat-Stätte im Nichts zu schaffen. Der Berg Koya bildet ein natürliches Mandala, als ein Hochplateau, umgeben von Bergen. Der Legende nach soll Kukai bereits von China aus einen Vajra über den Ozean geschleudert haben, der an diesem Ort in einer Pinie landete, die seither entsprechende 3-strahlige Nadeln produziert – man kann den heiligen Baum in Koya besuchen, seine ungewöhnlichen Vajra-Nadeln gelten als Glücksbringer. Für Kukai stellte die Lage eine Repräsentation der zwei Mandalas des Vairocana-Tantras dar: das innere Vajradhatu-Mandala, umgeben von den „Lotusblättern“, dem Garbhakoshadhatu, dem „Bereich der Schatz-Gebärmutter“. Das Zentrum des Vajradhatu bildet der Tempel Kongobu-Ji (Diamant-Spitze-Tempel), mit einer großen Statue des Vairocana. Die namhaften Schüler des Kukai führten diesen besonderen Ort über historische Einbrüche zur Blüte mit 2000 Tempeln; nach dramatischen Zerstörungen durch gewaltsame Säkularisierungen sind es gegenwärtig immerhin noch 117, mit ungefähr 600 Mönchen. Gegen Ende seines Lebens, noch vor Fertigstellung von Koya, verzichtete er auf die Einnahme von Wasser und Nahrung und verweilte in tiefer Meditation der endgültigen Befreiung im Todesprozess. Seinem Wunsch gemäß, wurde sein Körper nicht kremiert, sondern in einem Schrein bewahrt, wo er sich noch heute befindet, nahezu 1200 Jahre später – in Erwartung der Ankunft des Buddha Maitreya. Die Heiligkeit seiner Anwesenheit durchstrahlt das ganze Plateau und veranlasst Pilger, so auch mich, dort hinzukommen. Es heißt, dass etwa hundert Jahre nach seinem Tod ein Mönch den Schrein betrat und den Körper unverändert fand, als ob er schlief, nur die Haare waren ein wenig gewachsen. Seitdem habe niemand mehr den Schrein geöffnet. Dieses Mausoleum („Gobyō“) befindet sich auf dem Okunoin, einem Wald-Friedhof gigantischen Ausmaßes, da sich über die gesamte Geschichte Japans hinweg alle, die Rang und Namen hatten, dort bestatten ließen.

KOMBI-KARTE MIT RITUAL INKLUSIVE

Ich musste nun zunächst meine Unterkunft finden, die Pilgerherberge des Saizen-in-Tempels. Ein stilisiertes Pilger-Männchen mit Vajra in der rechten Hand weist einem hier überall fröhlich den Weg, und Millionen Gläubige besuchen jährlich diese kleine, abgelegene Stadt, was mir in der Stille des tiefen Winters kaum vorstellbar erschien. Ein streng dreinblickender Mönch an der Rezeption signalisierte mir, dass ich mein Gepäck schon dalassen, aber das Zimmer erst später beziehen könne. Also stapfte ich los und erkundete den Ort. Direkt gegenüber befand sich das höhere Terrain des Clusters der wesentlichen Sehenswürdigkeiten des Ortes. Ich nahm die Stufen und kam aus dem Staunen nicht mehr heraus: Lack-rote Pagoden und Torhäuser, ein Glockenturm und eine Reihe Tempelgebäude, jedes ein einzigartiges architektonisches Juwel, und auch die Vajra-Pinie und weitere historisch bedeutsame Bäume, liebevoll eingefriedet. Mein Geist bestand nur noch geballter Ehrfurcht – und dem Kummer, zu wenig zu wissen! Da sah ich, wie in einem der Nebentempel ein junger Mönch in prächtigen Roben ein Feuer-Ritual vorbereitete. Er begann melodisch zu rezitieren, und die Kraft des Rituals, gepaart mit dem anrührenden Gesang, traf mich unerwartet tief

ins Herz: ein Bewusstsein der Verlorenheit, wie im berühmten Haiku des Dichters Basho, dessen Gedenkstein sich ebenfalls auf dem Okunoin befindet: „Zu Ende das Wandern – mein Traum, auf dürrer Heide irrt er umher.“ Gleichzeitig verband sich ein warmer, liebevoller Segen tröstend mit meinem Geist. Mir traten Tränen in die Augen, während ich gleichzeitig lachen musste: Ich war offenbar goldrichtig hier.

Die frische Luft genießend, ging ich weiter zum Komplex des Kongobu-ji. Beim Eintritt erwarb ich gleich die Kombi-Karte für alle möglichen Sehenswürdigkeiten, als mich die Dame an der Kasse darauf aufmerksam machte, dass ich damit auch die Gebühr für eine Jukai-Zeremonie entrichtet habe. Was das denn sei? Sie stehe jedem offen und sei „sehr gut!“ Ich beschloss, mich später darüber schlau zu machen. Trotz des Winters leuchten die wunderbaren Zen-Gärten immergrün, und bei ihrem Anblick legt sich der innere Schalter sofort auf Frieden um – so auch hier: Im Kongobu-ji befinden sich die Banryutei-Steingärten, welche die größten Brocken unter Japans Anlagen aufweisen; ihre Anordnung symbolisiert einen quirligen Drachen und einen schleichen den Tiger in Anlehnung an die Topografie des Koyasan. Hinreißen! Vor einem Nebenschrein lagen Torma-Stücke für Gläubige zum Mitnehmen. Ich biss herzhaft hinein – der mürb-muffige Geschmack einer Kerze – was machen die Gläubigen nur damit?

ESSEN, FRIEDHOF UND EIN BODHISATTVA MIT MAKE UP

Nun meldete sich Hunger, und ich suchte nach einem Restaurant, von denen in der Off-Saison nicht viele geöffnet haben. Auf dem Koyasan entwickelten sich besondere Varianten der vegetarischen Küche der Buddhisten, Shojin Ryori genannt, die mittlerweile in Japan als „Essen mit Heilkraft“ geschätzt wird. Ausgeklügelte Tofu-Sesam-Zubereitungen in teilweise kuriosen Aggregatzuständen: wurstartige Formen mit flüssigen Inhalt, der sich beim Anstechen als weißlich schleimige Milch über den Teller ergießt, kastenförmig-buttriger Pudding oder frittiert mit Kruste, wie üblich als ästhetischer Wahnsinn auf das Feinste angerichtet, als ob man eine Art vergrößerter Pralinenschachtel serviert bekommt. Eine junge Frau spricht mich an. Sie begleitet ihren Vater auf einem kurzen Retreat. Wir unterhalten uns ein wenig, und sie ist sehr erstaunt, dass man bei uns Buddhismus und sogar Tantra in seiner ganzen Tiefe studieren kann, ohne ordiniert zu sein. Ich spüre eine gewisse Sehnsucht danach in ihr. Wir bleiben in Kontakt. Gestärkt ziehe ich weiter, drehe meinen Stadtplan erneut hin und her wie eine Piratenschatzkarte und biege genau richtig falsch ab: Bei einem Tempel landend, in welchem zu jeder vollen Stunde Feuer-Pujas abgehalten werden. Ich sehe ein großes Feuer im Innenraum eines der prächtigen Gebäude dort lodern, und ein Plakat, auf dem ein Mönch vor dem Feuer sitzt wie ein souveräner Grillmeister, lädt offiziell zum Besuch ein. Mich zieht es jedoch erst noch weiter, denn von gegenüber winkt doch tatsächlich die Eingangs-Brücke zum Okunoin. Wissend, dass ich für den späten Abend zwar eine Nachtwanderung gebucht habe, möchte ich doch alles auch bei Tageslicht erleben. Ich schreite, mich verneigend, seitwärts – nicht in der Mitte, welche für Gottheiten reserviert ist – über den Bogen in den heiligen Hain. Seine mystische und dennoch heitere Atmosphäre überwältigt mich; riesige Bäume im Nebel säumen den blitzblanken Pfad und verströmen einen herrlichen Duft von Zedern und Kie-

fern. Rechts und links liegen moosige Grabanlagen mit Gorintos in allen Größen, den 5-teiligen Stupas, welche die fünf Elemente und fünf Buddha-Weisheiten symbolisieren, als gebaute 3D-Mandalas. In der winterlichen Trübe erleuchten einzelne der charakteristischen Sonne-Mond-Laternen wie Leitsterne auch tagsüber den Wegesrand. Nur wenige Pilger begegnen mir, wir nicken einander freundlich einen Gruß zu. Wie in einer Geh-Meditation strebe ich in Richtung Mausoleum des Kukai, rezitiere dabei das Avalokiteshvara-Mantra, Om Mani Padme Hum, für all die vielen Verstorbenen hier und nehme begierig all die Eindrücke auf: Gütig und dabei entschlossen wirkende-Jizo-Statuen (Kshitigarbha), Buddhas, Kannons, Kobo Daishi-Bildnisse, mit den markanten Attributen von Vajra und Mala, die allesamt mit einem roten Strickmützchen oder -Schürzchen bekleidet wurden. Ich kenne diesen Brauch aus Orissa in Indien, wo man auf diese Weise allen Gottheiten, auch denen der neun Planeten, verehrend Kleider darbringt. Das sieht ein wenig nach Lätzchen aus, was den Steinbildern hier eine verblüffende Lebendigkeit einhaucht. Im Internet hatte ich bereits Bilder eines besonderen Falls gesehen: eine extravagante Jizo-Statue, welche Gläubige immer neu mit einem schicken Make-up versehen, und dann um nachhaltige Verbesserung der eigenen Schönheit bitten. Tatsächlich, da ist er! Man hat ihm sogar die Fingernägel rotgemalt, und Lidschatten, Bronzer und Schminke liegen bereit. Er scheint es mit Humor und der Liebe eines echten Bodhisattvas hinzunehmen. Schönheit? Erwächst aus Geduld.

DER GOBYO, BEI TAG UND NACHT

Ich gehe vorbei an einem Brunnen, dem Sugatami-no-ido, der sich rechts hinter dem Schrein mit dem berühmten „Asekasi-Jizo“, dem schwitzenden Jizo“, befindet. Ein Schild weist mich darauf hin, dass wer in ihn hineinblickt und im Wasser tief unten sein Spiegelbild nicht erkennen kann, in Kürze sterben wird. Etwas beklommen wage ich es, in den pechschwarzen Schacht zu schauen. Hallo? Eindeutig mein Vollmond-Lächeln da unten im Wasser. Erleichterung. Und weiter folge ich dem Pfad, vorbei an einem Käfig-Häuschen, das aussieht, als halte man dort ein kleines Tier. Aber nein, darin befindet sich ein großer Stein. Wiederum löst ein Schild das Rätsel: Wer mit der Hand in die Öffnung greift und den Miroku (Maitreya)-Stein mit einer Hand auf ein höheres Niveau heben kann, und ihn dabei als eher leicht empfindet, ist eine tugendhafte Person. Her damit, und siehe da, er fühlt sich angenehm glatt an und macht sich nicht so schwer, wie befürchtet. Erleichtert gehe ich weiter, über eine zweite große Brücke, die Chozubashi, über dem „Goldenen Fluss“, Kin-no-Kawa. „Gold“ ist ein volkssprachlicher Euphemismus für Tod, und das Flüsschen erfüllte hier einst eine ähnliche Funktion wie der Ganges: man wusch sich rituell in ihm von Missetaten, aber auch seelischen Verletzungen rein, um frei weiter ins Allerheiligste vorzudringen. Das Gewässer symbolisiert den „Sanzu-Fluss“, der die Welt der Lebenden vom Totenreich trennt. Ich fühle mich atmosphärisch stark an Böcklins berühmtes Gemälde „Toteninsel“ erinnert. Der Weg gabelt sich nun, unten stehen imposante Holzgebäude, aber die werde ich auf dem Rückweg inspizieren; ich gehe weiter „pradakshina“, in der glücksverheißenden rechtsdrehenden Richtung. Endlich komme ich an der dritten Brücke an, dem Übergang zum inneren Mandala. Ab hier muss äußerster



Respekt gewahrt werden, schlampige Kleidung sollte spätestens jetzt in Ordnung gebracht werden, so mahnt ein Schild, und: keine Fotos, keine Speisen oder Getränke und natürlich kein Rauchen oder lautes Sprechen ab Betreten der Gobyobashi, auch Mimyou-no-hashii genannt, der Brücke über den kleinen Fluss Tamagawa. Unter ihr sind die 36 Steinelemente, aus denen sie besteht, und sie selbst mit den Namen der 37 Buddhas des Vairocana-Vajradhatu-Mandalas in Sanskrit beschriftet. Rechts neben ihr stehen eine Reihe Statuen aus Bronze und Stein, verschiedene Formen des Jizo, aber auch von Kannon. Früher wuschen sich hier ebenfalls rituell die Gläubigen, bevor sie den inneren Bezirk betraten, heute schöpft man mit der Kelle Wasser des Flusses und übergießt damit symbolisch die Füße der Statuen. Ich verneige mich wiederum dreimal, überquere den Fluss, steige die Treppen hoch, vor mir ein prächtiges Gebäude, mit unzähligen Laternen außen und auch im Innern erleuchtet, der Torodo – die Laternen-Halle. Dieses schöne Haus ist jedoch nicht das Mausoleum, sondern eine Stiftung, die in das Jahr 1023 zurückreicht. Eine der Lampen soll seit der Errichtung durchgehend leuchten, über 1000 Jahre. Um andere ranken sich rührende Legenden. Das Gebäude schirmt das eigentliche Heiligtum ab, das sich direkt dahinter befindet, als ein riesiger Lichter-Opferstock. Mit Räucherwerk, Blumen und Kerzen stehen hier an dessen Rückseite innig betende Menschen, und wir schauen auf ein kleines Haus mit zugezogenen Türen aus klassischen Papier-bespannten Wänden. Es befindet sich inmitten der riesigen Zedern, in denen Flughörnchen wohnen. Friedvoller Segen liegt über diesem Ort, eine Atmosphäre entrückter, durch und durch liebevoller Heiligkeit. Kein Zweifel, hier wirkt ein All-Freund - und das tut er wohl auch für mich. Ich nehme alles mit hellwachen Sinnen auf, verbinde mich mit Liebe und Mitgefühl und Wunschgebeten. Irgendwann später steige ich ohne Zeitgefühl die Stufen auf der Seite am Sutren-Speicher wieder herunter. Jetzt biege ich hinter der Brücke ab in Richtung der ehrwürdigen Tempel-Holzbauten, wie dem Gomado, in denen allerlei Devotionalien sowie die begehrten Pilgerstempel erworben werden können, und sich auch Räume für religiöse Zwecke aller Art befinden sowie der Ocha-Dokoro, wo Tee ausgeschenkt wird. Folgt man dem Weg nach links, erstreckt sich ab hier der moderne Teil des Areals, wo sich kurios gestaltete Grabstätten aneinanderreihen, wie die von Panasonic und anderer bekannter Konzerne, eine sogar mit dem Modell der Apollo-Rakete, bis zum Übergang zur Busstation.

NACHTWANDERUNG

Auf dem Rückweg zu meiner Tempel-Herberge stöbere ich in den vielen Läden herum, ein El Dorado für Buddhisten auf der Suche nach Altar-Schmuck. Dann zeigt mir der alte Mönch von der Rezeption mein Zimmer. Ich frage, ob ich doch noch das Abendessen buchen kann, und die Verständigung klappt auf charmante Art gar nicht. Und nein, wer zu spät kommt, den bestraft das Leben, die komplizierten Gedecke brauchen zu viel Vorbereitung. Er zuckt bedauernd mit den Achseln. Mein Zimmer entspricht dem Ideal eines Zen-Tempels, klar, schön und mit Blick ins Grüne. Mit Schrecken stelle ich fest, dass mein Adapter für das Handy, meiner dringend benötigten Info-Quelle, meiner Kamera, meinem Draht in die Heimat, nicht funktioniert. Etwas panisch haste ich zurück und sprudele los. Ich kann die Fragezeichen über dem Haupt des Rezeptions-Mönches nahezu sehen. Dann endlich ein Geistesblitz, und er zieht aus einer Schublade eine nahezu wissenschaftlich anmutende, umfangreiche Sammlung unterschiedlichster Adaptermodelle der Weltgeschichte hervor, die mich zum Lachen bringt. Ich erspäre einen geeigneten und danke überschwänglich. Wunderbar, das Ding lädt. Gerettet! Draußen setzt heftiger Schneeregen ein. Die Seite des Nachtwanderungsanbieters bestätigt: findet heute statt. Ich bedaure es fast, angesichts des Wetters und meiner müden Knochen, breche aber tapfer früher auf zum Treffpunkt, irgendwo auf Nahrung hoffend, doch alles ist dunkel und verschlossen. Nur die allgegenwärtigen Automaten mit Getränken beleuchten die verrammelte Stadt. Verdursten zumindest würde man hier nicht. Erst viel zu spät erfahre ich, dass sie auch Dosen mit Suppe bereithalten, die das Gerät auf Knopfdruck sogar erhitzt! Unwissend faste ich. Am Meeting-Point steht eine große Gruppe um einen jungen Mönch, der unsere Namen auf der Liste abstreicht und mit zügigem Schritt die beschirmten Westler führt. Trotz der Schwärze der Nacht wirkt der Friedhof eher friedvoll als gruselig. Die monumentalen Gorinto-Stupas erscheinen in der Dunkelheit wie bewegte Umriss von Menschen. Am Make up-Jizo geht unser Führer vorbei, ich rufe hinterher und bitte um Erklärung: „Oh“, sagt er, „das!“ Und rollt die Augen. „Das ist ein Internet-Phänomen!“ Vor ein paar Jahren habe eine alte Dame damit angefangen, die Steinstatue zu schminken, und dann haben Besucher Fotos davon ins Netz gestellt, die dann viral gingen, ausgeschmückt mit der Geschichte, dass man hier Jizo-Bosatsu um Schönheit bitten könne...“ So entstehen also Legenden! Es ist herrlich, gemeinsam den von den Steinlaternen-Säulen erleuchteten Pfad bei Nacht entlangzugehen. Alle Müdigkeit ist vergangen. Oben am Mausoleums-Häuschen rezitiert der junge Mönch inbrünstig. Ich erkenne die markante Struktur des Herz-Sutras. Die unzähligen Laternen der Halle illuminieren weiträumig mit ihrem warmen Glimmen das Dunkel des Waldes und das Heiligtum selbst leuchtet sanft und warm. Die frische Nachtluft ist jetzt erfüllt von Dampf und Nebel, nachdem der Regen nachließ, und hin und wieder ertönt ein Pfeifen - die Rufe der nachtaktiven Flughörnchen. Der Mönch führt uns nun mit schnellem Schritt zur Busstation. Die Zeit drängt, denn die Tempelherbergen kennen kein Pardon. Wer nach der Sperrstunde ankommt, kann die Nacht draußen verbringen. Eine junge Frau, die im gleichen Tempel wohnt, und ich schaffen es im Sturmschritt gerade noch rechtzeitig.

JUKAI-GELÜBDE UND EWIGES FEUER

Ein paar Gebete mit knurrendem Magen, dann sinke ich auf den Futon und falle in tiefen Schlummer. Als mein Wecker dudelt, um mich rechtzeitig für die Teilnahme an der frühen Morgenzeremonie des Tempels wach zu lärmern, stelle ich mit Schrecken fest, dass in meiner Reisetasche ein großes Tetrapack mit Wasser ausgelaufen ist, und alles darin komplett durchnässt hat. Auch die kostbaren Tatami-Matten darunter weisen, oh, wie peinlich, einen unschönen Fleck auf. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll, das pitschnasse Chaos anzugehen. Und die Zeit drängt! Ich hoffe auf den heißen Luftstrom der Konvektor-Heizung, deren Schlagzahl ich drastisch erhöhe, bin aber nervlich aufgerieben. Rasch in die Pantoffeln geschlüpft, haste ich durch das Zick-Zack der Gänge des Tempels wie der kleine Muck und betrete außer Atem den nur durch schwaches Kerzenglimmen erhellten, stillen Andachtsraum. Langsam gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit. Eine Wand aus halbaufgezogenen Brokat-Vorhängen bildet eine Barriere zwischen Schrein und Besuchern, eine Art Chorschranken. Ich erkenne mühsam Statuen und Ritualgeräte. Alle Gegenstände hier sind von solch raffinierter Schönheit! Drei Mönche treten nun durch eine verborgene Tür wie aus dem Nirgendwo hervor, immer mit den Rücken zu uns und beginnen die Rezitation mit rhythmischer Klangkarpfen-Begleitung. An einer Stelle ist Gelegenheit für persönliche Verneigung, und ich schaue, wie die japanischen Teilnehmer vorgehen. Mein aufgewühlter Geist muss dabei über sich selbst lachen und gewinnt wieder Frieden. Probleme? Sie werden sich wie Wasser in Luft auflösen. Wie das Leben selbst. Es kommt nur auf eines an: altruistische Haltung. Meine pitschenassen Utensilien, sie werden wieder trocken. Warte es nur ab! Sagt mein Geist.

Der Morgenzeremonie folgt das rituelle Frühstück, das mir bei der Nachtwanderung als „überwältigend“ angekündigt worden war. Das Mahl soll schweigend eingenommen werden. Herrlicher Tee! Die dargebotenen Häppchen aus allerlei Pasten, Suppenschluck und Gemüwestreifen nähren auf ihre Weise, auch wenn ich mir eingestehen muss, dass ich richtig Lust auf ein Brötchen oder ein Croissant hätte. Ich Banausin! Später werde ich in einem Café gefüllte Waffeln in Pilgermännchen-Form schlemmen, ein köstlicher Kannibalismus. Zurück im Zimmer sehe ich: meine Meditations-Eingebung traf zu, die Tasche fast trocken, der Kram auch, und der schlimme Fleck auf dem Boden kaum noch zu sehen. Alles rasch wieder eingepackt, parke ich die schwere Tasche an der Rezeption und würde gern noch etwas fragen, aber die Verständigung hakt komplett. Also schiebe ich bloß lächelnd den geliehenen Adapter, auf einer Tafel Schoki reitend, durch den Scheibenschlitz, als Dankeschön ohne Worte. Dank ihm konnte ich googeln, was eine Jukai-Zeremonie ist, nämlich eine Bekräftigung der Zufluchtnahme-, Laien- und Bodhisattva-Gelübde. Hier in Gegenwart des Kobo Daishi? Das lässt man sich doch nicht entgehen, noch dazu, wenn es im Preis mit drin ist.

Nach Schwierigkeiten, den dafür zuständigen Tempel zu finden, entpuppt er sich als ein modernes Kloster mit mehreren Tempeln, die von außen kaum überschaubar sind. Mit mir möchte auch eine japanische Dame die Zeremonie absolvieren. Nach ein wenig Wartezeit und Check-in werden wir von einem Mönch in schwarzen Seidenroben erst in einen stattlichen Tempelraum geführt, wo wir uns schon setzen, doch er weist uns lächelnd den

komplizierten Weg zu einer versteckt liegenden Halle. Vor dem Eintreten bestäuben wir unsere Hände mit feinem Duftpuder als Symbol der Reinigung. Dann bekommen stumm wir einen Platz zugewiesen. Die Türen wurden verschlossen, der Raum nunmehr lichtlos. Wir warteten eine Weile in tiefster Schwärze, bei der allmählich jede Orientierung verloren ging. Der Mönch begann nun unsichtbar von irgendwo her eine Rezitation anzustimmen. Plötzlich öffnete sich eine Schiebetür direkt vor uns, und im gleißenden Gegenlicht trat ein würdiger Mönch in festlicher Robe heraus, doch man konnte nur seine Schatten-Kontur wahrnehmen, keinerlei Züge eines Gesichts. Eine fantastische Inszenierung, voller Dramatik. Es war, als ob man bei Buddha selbst oder Kobo Daishi die Gelübde nehmen würde, eine reine, leere Form, eine vom Geist zu füllende Fehlstelle mit den entindividualisierten Umrissen eines Mönches. Ich ahnte die Inhalte der Rezitation und versuchte, die Liste der Gelübde in mir zu formulieren, um sie feierlich zu versprechen. An einer Stelle des Rituals wurde unser Name genannt, wir traten hervor und bestätigten kniend das Gelöbnis. Dann erhielten wir, von unsichtbarer Hand überreicht, ein Schriftstück und ein Amulett zur Erinnerung. Als wir aus dem Dunkel beseelt wieder ins Helle traten, fühlte sich das an wie das Erwachen zu einer besseren Wiedergeburt.

Wie neugeboren überquerte ich die Straße im Licht der Wintersonne und besuchte nun das gegenüberliegende Reihokan-Museum, eine weitere wesentliche Schatzkammer des Koyasan, mit atemberaubenden Zeugnissen tantrischer Artefakte, die z. T. vor über 1000 Jahren aus China mitgebracht worden waren. Gemälde und einzigartige Skulpturen finden sich dort in bedeutender Architektur, alles UNESCO-Welterbe und japanischer Nationalschatz, wie das ganze Ensemble des Koyasan. Anschließend wollte ich den Rest meiner kurzen Zeit heilsam nutzen und an der öffentlichen Feuerpuja teilnehmen. Obwohl ich überpünktlich kam, war sie bereits in vollem Gang. Das sei hier normal, wurde mir gesagt, was sei schon Zeit!? Man hieß mich fröhlich willkommen. Ich huschte zu einem freien Platz in dem gut gefüllten Raum und sortierte die mannigfaltigen Eindrücke in meinem Kopf: Der Mönch des Plakats betreute mit gütiger Miene die lodernen Flammen, die sich hektisch züngelnd um eine Art Jenga-Turm erhoben, vor den Augen einer Statue des zornvollen Acala, Fudo Myoo. Ein seltsames Konstrukt, endlos verbrennend in sich zusammensackend und dabei von Helfern und dem Mönch unaufhörlich weitergebaut werdend, welche unermüdlich die feinen, gedrechselten Vierkant-Stäbe nachlegten: Turmbau in brennender Endlosschleife. Das Schauspiel erinnerte mich an den sich selbst verschlingenden Kirchimukha, das dämonische Natur-Symbol der ewigen Gleichzeitigkeit von Hervorbringen und Verzehren des Hervorgebrachten bei allem Lebendigen. Dazu trommelte ein muskulöser Mönch donnernd den Rhythmus, begleitet von einem Chor weiblicher Praktizierender, die in kreischendem Gesang Anrufungen schrien, auch Westlerinnen darunter. Ich nahm auf dem Gesicht der einen Frau einen gewissen Ausdruck verzweifelter Hoffnung wahr, der etwas Fanatisches, Festgebissenes hatte, das mich mit Sorge erfüllte. Da war so viel Ärger und qualvolle Ich-Behauptung zu spüren, während sie sich dort todernt bis zur Heiserkeit verausgabte. Mein innerer Skeptiker meldete sich. Herumkreischen und ins dramatische Feuer schau-

en, sich sinnlich ganz mit diesem Tanz verbinden, wie weit mag man damit kommen? Letztlich ist dieses vedisch-brahmanische Homa-Feueropfer, hier „Goma“ genannt, ein Symbol der grundsätzlichen Abhängigkeit von Nahrung bei allem Lebendigen, von „Brennstoffen“, welche rituell als Opferprozess dargebracht werden. Prana, die Lebenskraft jedes Individuums, speist sich aus Energien; wir selbst wie auch die Gottheit sind verzehrendes Feuer, das als Homa-Opfer diese Wahrheit ununterbrochener Transformation demonstriert, die unser grobes und feinstoffliches körperliches Selbst gestaltet: ein Mandala aus Feuer. Aber auch mit jedem Tischgebet tragen wir dieser Wahrheit opfernd Rechnung. Ewiges Verdauungsfeuer des Lebens. Kobo Daishi auf dem Friedhof nebenan wird täglich morgens rituell mit frischgekochten Speisen versorgt – die er natürlich nicht zu sich nimmt wie ein gewöhnliches verkörpertes Wesen. Der Mönch hatte während der Nachtwanderung den Zweck erklärt: „Es geht um das Sich-Bewusst-Machen von dem, was Leben bedeutet.“

ABSCHIED

Wir suchenden Westler treffen hungrig auf die Geistes-Welten des Buddhismus in all ihren faszinierenden Ausprägungen, gewachsen in Kontexten mit einer langen Entwicklung. Und dann verbinden wir uns mit einer Tradition und versuchen, darin aufzugehen und heil zu werden, sei es nun tibetischer Buddhismus, die thailändische Waldmönch-Bewegung oder Zen-Buddhismus aus China, Korea oder Japan, oder hier eben Shingon. So viele Linien und Schulrichtungen, so viel zu lernen, so viel zu wissen – aber was ist das Wesentliche? Die Umwandlung des eigenen Geistes zum direkten Erkennen. Ich dachte an die junge Frau aus dem Café zurück, die sich danach sehnte, Anschluss an mehr Wissen zu finden, neben dem Ansammeln von Verdienst und Amitabha-Mantras. Ich selbst arbeite so eng mit guten Lehrern zusammen und befasse mich intensiv mit den Schriften und ihren Inhalten. Aber ich habe trotzdem oft das schmerzhafteste Gefühl, in Wahrheit immer noch draußen vor der Tür zu stehen. Doch ist es nicht auch wichtig, diese offene Wunde noch zu spüren, die mich dazu brachte, überhaupt eine Zuflucht zu suchen? Es braucht so viel Geduld mit dem Dharma, und was da so schmerzt, ist immer wieder der Mangel an Weisheit.

Mit solchen Gedanken verlasse ich diesen Raum, in dem die Feuerpuja nie zu Ende geht und nur der taktgebende Trommler hie und da ausgewechselt wird. Eine Abschiedsrunde über den Okunoin gedreht, mit seinem mächtigen Zauberwald, ein letztes Gebet am Haus von Kobo Daishi gesprochen, und so eile ich, versöhnt mit allem und mir selbst, um meine Tasche zu holen und den Bus zu erwischen. Ich verneige mich ein letztes Mal vor dem streng dreinblickenden Rezeptions-Mönch und bin schon halb draußen, da holt er mich ein. Er hat ein kleines gesegnetes Amulett zum Abschied für mich. Und er lächelt zum ersten Mal überaus strahlend. Ich strahle zurück und verbeuge mich dankend wie ein Wackel-Dackel. Ein süßer Moment von Verbundenheit. Zurück von dieser Reise in der Reise in meinem Hotel in Kyoto, träumend auf bequemer Matratze, das Herz so voll. Es stimmt schon, was man sagt: man verweist, um sich selbst näher zu kommen. Und das funktioniert.